



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Heimweh.

Still die abendgoldne Flur
Kaum ein Lusthauch spielt im Baume;
Eine Silberwolke nur
Wandelt fern am Himmelsaume.

Still der See, in treuer Hut
Tiefer Buchten ruh'n die Kähne,
Nur entlang die dunkle Flut
Segeln heimwärts noch die Schwäne.

Still auch wird mir Herz und Sinn,
Doch ich fühl es unter Tränen;
Schweigend durch die Seele hin
Zieht ein tiefes Heimweh-Sehnen.

Friedrich Gell.

Verschollen.

(Fortsetzung).

Roman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten).

Der vor Aufregung fast Fiebernde strengte seine Augen aufs Außerste an, aber es war nicht möglich, von den Gesichtszügen des eilig Vorwärtstrebenden auch nur das geringste unterscheiden zu können. Er nahm nur noch wahr, daß der Fremde in den Vorgarten der Villa einbog, dann war er seinen Blicken entschwunden.

Es war ein nichts weniger als angenehmer Zustand, in dem sich der auf der Landstraße Hin- und Hergehende befand. Die Geduldprobe, die er zu bestehen hatte, war nicht gering, Viertelstunde auf Viertelstunde verging, während er, zum Teil hinter einem Baum postiert, seine Blicke unausgesetzt auf den Eingang der Villa ruhen ließ.

Dazu die innerliche Erregung, mit der ihn die Ungewißheit und die martornde Spannung erfüllte. Und so oft er sich auch innerlich selbst verspottete und die Idee, der Fremde, den er in den Vorgarten der Renaudinischen Villa hatte hineinschlüpfen sehen, könnte mit seinem Bruder Egon identisch sein, bei sich als unsinnig bezeichnete, immer

wieder kehrten seine Gedanken darauf zurück. — Endlich, es war nahe an elf Uhr, sah er, wie wieder die Gestalt des geheimnisvollen Besuchers aus der Villa heraustat und mit eiligen Schritten den Weg zur Stadt einschlug.

In dem heimlich Beobachtenden glühte eine nicht mehr zu bändigende Spannung. Vorsichtig schlich er, in ziemlichem Abstände, hinter dem Vorwärtstretenden her. Mit aller Kraft bemühte er sich, die Aufregung, die ihn durchschüttelte, zu dämpfen und seine Augen hingen spürend an der Erscheinung des vor ihm Schreitenden. Aber die Entfernung war zu groß, die Straßenbeleuchtung zu mangelhaft und das Tempo des eilig Vorwärtstürmenden zu schnell, als daß er genaue Beobachtungen hätte machen können. Freilich,



Patrouille gegen den Feind. Ein Bild vom westlichen Kriegsschauplatz.

das, was er sah, stimmte genau mit dem Bilde überein, das von Egon in seiner Erinnerung lebte. Eine große, schlanke, elegante Figur, der Oberkörper leicht vornübergeneigt, elastische, rhythmische Bewegungen. Seine Phantasie, die durch die ganze Situation:

Durch das lange, einsame Warten, die Stille der Nacht, die abenteuerlichen Vorgänge, romantisch angeregt war, spiegelte ihm die Flüge Egon's vor und die Annahme, daß sich hinter dem heimlichen Besucher der Villa Renaudin sein verschollener Bruder verberge, erschien ihm gar nicht mehr so unmöglich. Heiß siedete es in ihm empor, während er sich vergegenwärtigte, daß da, fünfzig Schritte von ihm entfernt, der Verschollene, der

kurzer halblauter Ruf an den Wartenden und auch dieser sah im Sattel. Und noch ehe Günther recht zur Besinnung gekommen war, sprengten die beiden Reiter im Galopp davon. Da stand nun der Enttäuschte auf der nächtlichen Straße und starrte den Davonjagenden nach. Ein bitterer Unmut bemächtigte sich seiner und er machte sich Vorwürfe, daß er unflug gehandelt und daß er nicht bereits vor der Villa entschlossen dem Unbekannten in den Weg getreten war. Nun konnte er sich weiter mit der quälenden Frage herumschlagen: Wer war der geheimnisvolle Besucher Madame Renaudin's? War es Egon oder war er es nicht?



Eine russisch-polnische Familie vor einer wieder notdürftig gebauten Hütte.

emfig Gesuchte, nach dem sich die Mutter zu Hause sehnte und härmte, wohlgenut, in voller Gesundheit seine Straße wandelte, und unwillkürlich beflügelte er seine Schritte. Ein plötzlich ihn unwiderstehlich packendes, übermächtiges Sehnen trieb ihn vorwärts. Nun war er auf ungefähr dreißig Schritte an den Vorausschreitenden herangekommen. Da drehte sich dieser nach seinem Verfolger herum. Günthers Spannung, seine Ungeduld aber ließ sich nicht mehr zügeln. Gewisheit mußte er haben um jeden Preis.

Er winkte dem anderen mit der Hand zum Zeichen, daß er Halt machen und ihn erwarten möchte. Aber das gerade Gegenteil geschah. Der Verfolgte setzte sich plötzlich in Trab und stürmte in vollem Lauf davon. Günther von Wallberg stutzte im ersten Moment. Dann gab er sich einen Schwung und stürzte dem Vorausschreitenden in demselben raschen Tempo nach.

„Egon!“ rief er ein paar mal laut, ganz von seinem Eifer und der Idee beherrscht, daß der Fliehende niemand anders sein könnte als sein Bruder, der ja freilich nicht ahnen konnte, wer sich so hartnäckig an seine Fersen heftete.

Doch je lauter er rief und je schneller er lief, desto rascher rannte auch der andere. Jetzt waren sie am Ende des Städtchens angekommen. An einem der ersten Bäume der Landstraße bemerkte der Rascheilende eine Gruppe lebendiger Wesen. Es war ein Mann, der zwei Pferde am Zügel hielt. Im Nu war der Flüchtige an den einen der Gänle herangetreten und sekundenschnell hatte er sich in den Sattel geschwungen. Ein

Flora's Genesung machte gute Fortschritte, wenn auch freilich die völlige Heilung des gebrochenen Knöchels noch Wochen erforderte. Immerhin hatte der Arzt erlaubt, daß sie ins Freie gebracht wurde und so wurde sie eines Vormittags auf einen transportablen Liegestuhl gebettet und in den Park gefahren. Oberst de St. Aulaire war so liebenswürdig, ihr einen Blumenstrauß zu überreichen und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Flora war angenehm überrascht. Wenn sie noch an den Empfang dachte, den der düster und stolzblickende, wortfarge Schlossherr ihr und Günther seinerzeit bereitet hatte und damit jetzt seine verbindlichen Mienen, seine liebenswürdigen Worte verglich, so hätte sie beinahe an ein Wunder glauben können.

Aber es gab noch eine weitere Ueberraschung. Fast eine Stunde lang war die Rekonvaleszentin in dem großen Park umhergefahren, mit vollen Zügen die laue, würzige Luft einatmend. Da machte das Hausmädchen, das ihren Fahrstuhl schob, halt, um auf einer der an verschiedenen Stellen stehenden Bänke ein wenig auszuruhen. Plötzlich wurde die schmale Tür in der hohen Mauer, die den Park vom Walde abschloß, geöffnet und Gaston de St. Aulaire erschien mit umgehängtem Jagdgewehr und Jagdtasche. Als er der auf dem Krankenstuhl Liegenden ansichtig wurde, näherte er sich ihr und begrüßte sie. Ja, er nahm, nachdem er sie höflich um Erlaubnis



Leben und Treiben auf dem Marktplatz in Lodz, woselbst die polnische Zivilbevölkerung durch die deutsche Regierung Lebensmittel erhält.

gebeten hatte, auf der Bank dicht neben ihrem Fahrstuhl Platz. „Ich bin sehr erfreut, zu sehen, daß Ihre Wiederherstellung so gute Fortschritte gemacht hat, Mademoiselle de Wallberg,“ sagte er artig.

„Sie sind sehr liebenswürdig, Monsieur de St. Aulaire. Ich muß um Entschuldigung bitten, daß wir Ihrer Familie Gastfreundschaft solange in Anspruch nehmen müssen.“

„Aber bitte sehr. Wir bedauern nur, daß es kein angenehmerer Anlaß war, der Sie in unser Haus führte.“

Es war ihm unwillkürlich über die Lippen getreten. Im nächsten Augenblick wunderte er sich über sich selbst. Er rückte sich in eine straffere Haltung; seine Züge nahmen einen reservierten Ausdruck an und er sah eine Weile seitwärts in den Park hinein. Auch sie schwieg; die plötzliche Veränderung seiner Mienen entging ihr nicht und machte sie befangen.

Am liebsten wäre er wieder aufgestanden, um sich zu entfernen. Aber das wäre doch wohl eine gar zu brüske Unhöflichkeit gegen die Dame gewesen und so zwang er sich denn zu einer naheliegenden Frage, da man doch nicht stumm nebeneinander verharren konnte.

„Wie sind Sie mit dem Arzt zufrieden, Mademoiselle?“

„Ich bin ihm zu Dank verpflichtet. Er gibt sich sicher alle Mühe und seine Geschicklichkeit scheint nicht gering.“

Gaston de St. Aulaire nickte.

„Gewiß. Er ist ja nur ein einfacher Landarzt, aber er hat einen scharfen Blick und viel Erfahrung. Uns alle, meinen Vater, meine Schwester und mich hat er bereits verschiedentlich mit Erfolg behandelt.“

Wieder entstand eine Pause. Sie hob den Blumenstrauß, den ihr der Oberst überreicht hatte, empor zu ihrem Gesicht und roch an den Blumen, während er sie mit einem verstohlenen Blick streifte. In ihrem weißen duftigen Sommerkleid — nur der untere Teil des Körpers war mit einer weißen leichten Decke verhüllt, bot sie einen lieblichen Anblick. Ihr Antlitz war blaß und zeigte noch deutlich die Spuren des Leidens.

„Sie haben gewiß viel Schmerzen ausgestanden?“ sagte er und seine Stimme nahm wieder einen etwas lebhafteren Klang an. Ein Lächeln schwebte um ihre Lippen.

„Anfangs freilich. Tagelang hatte ich einen so starken

Druck auf dem Schädel, als sei rings um den Kopf ein eiserner Reifen gespannt. Er war so schwer, daß es mich eine unfähige Anstrengung kostete, ihn auch nur ein klein wenig zu heben. Dann wurde der Fuß in Gips gelegt. Das war das Schlimmste. Als wenn der Knöchel noch einmal gebrochen würde! Ich glaube, ich habe furchtbar geweint und geschrien.“

Wieder lächelte sie, diesmal mit einem Ausdruck der Beschämung und Befangenheit, die ihren Zügen etwas ungemein anziehendes, echt mädchenhaft anmutiges verlieh.

Er betrachtete sie mit stärker erwachendem Interesse und seine angeregte Phantasie spiegelte ihm vor, wie dieser kleine frische, rote Mund mit den leicht aufgeworfenen Lippen sich zu Schmerzensschreien geöffnet, wie diesen großen seelenvollen, blauen Augen helle Tropfen heißen Schmerzes entströmt waren. Ein warmes Gefühl regte sich in ihm. „Das tut mir ungemein leid,“ sagte er fast herzlich. „Ich bedaure sehr, daß Sie soviel haben ausstehen müssen. Doch hoffentlich sind jetzt die Schmerzen vorüber?“

Eine feine Röte verbreitete sich bei seinen Worten über ihr Antlitz.

„Ich danke. So ziemlich scheint ja die Leidenszeit vorbei.“ Sie drückte wieder ihr Gesicht auf den Strauß und so hatte er von neuem Gelegenheit, ihre liebliche Erscheinung in sich aufzunehmen. Es war eigentlich das erste Mal, daß er die Einzelheiten aufmerksamer in Augenschein nehmen konnte. Der außerordentlich reine und in der Blässe fast durchsichtige Teint erhöhte noch den Reiz der zarten Gesichtszüge. Das starke Blondhaar hatte, umspielt vom Sonnenschein, einen goldigen Schimmer. Die über Mittelgröße hinausragende Gestalt schien, so viel sich bei der ruhenden Lage urteilen ließ, wohl proportioniert und wies weiche runde Formen auf.

(Fortsetzung folgt.)

Wie soll man seine Selleriekultur im Herbst behandeln?

Zu den erträglichsten Gartenkulturen gehört auch die Kultur der Sellerie, der Knollensellerie und Bleichsellerie. Während Bleichsellerie keine Knollen im Boden ansetzt, also nur das Innere der Staude, die kräftigen Blattstiele der Herzblätter zur Verwendung im Haushalte gelangen, sind es bei dem Knollensellerie die Knollen, die sich meist zu erstaunlicher Größe auswaschen und ein gut bezahltes Küchengemüse bilden. Nun werden bei der Kultur der Sellerieknollen aber meist arge Fehler gemacht, besonders im Herbst, denn die Knolle an der Selleriepflanze bildet sich erst im Herbst aus und wächst nicht das ganze Jahr, wie etwa ein Apfel oder eine Birne. Deshalb sei hier die richtige Kulturmethode erörtert, um den Gartenfreund vor Schaden zu bewahren. Wenn im Mai bis Juni auf gutem Boden, der noch dazu reichlich mit altem, verrotteten Dung eigens für die Selleriekultur präpariert wurde, in gegenseitigen Abständen von 30 Zentimeter kräftige Pflanzen recht hoch gepflanzt wurden (Sellerie darf nie zu tief gepflanzt werden, weil sich dann keine Knollen ausbilden), diese dann im Laufe des Sommers sorgfältig von Unkraut rein gehalten und jede Woche einmal mit Jauche gedüngt wurden, treten sie im August in das Entwicklungsstadium der Knollen. Seither hatte die Staude nur starke Blätter und reichlich Wurzeln gebildet, hatte also in ihren oberirdischen Organen, den Blättern, und in ihren unterirdischen Organen, den Wurzeln, einen großen Vorrat jener Stoffe aufgespeichert, die nötig zur Knollenbildung sind, denn jene Knollen bergen ja die Stoffe für die nächstjährige Blütenbildung in sich, sind also ein Vorratsraum im wahrsten Sinne des Wortes. Nun werden aber zu Beginn des Herbstes von vielen unverständigen Gartenfreunden die meisten Wurzeln rund um die Selleriepflanze abgestochen, in der irrigen Meinung, hierdurch eine größere Knollenbildung herbeizuführen. Ebenso werden diese Pflanzen auch gleichzeitig vieler Blätter beraubt, besonders der kräftigen außenstehenden. Auch dies ist geradezu ein Unsinn, denn jene Stoffe, die nun gerade in den Blättern, resp. Wurzeln zur Knollenbildung aufgespeichert waren, werden mit einem Male vernichtet, sie können nicht nach der Knolle abwandern; die Pflanze hat den Sommer über umsonst gelebt und auch alle Mühe des Gartenfreundes war umsonst. Mag man sich doch hier vergegenwärtigen, welch wichtiges Amt die Blätter und Wurzeln zu erfüllen haben, daß sie die Nahrungsaufnahme und den Stoffwechsel zu regeln haben, daß sie im Innern ihrer Zellen jene Reservestoffe aufspeichern, die nach Art der Rüben und Knollengewächse erst zur Herbstzeit nach den Knollen abwandern und hier ein sehr gesuchter Artikel sind. Würde man

wohl Riesenfrüchte erzielen, wenn man dem Apfelbaum im Juli einen großen Teil seiner Blätter und Wurzeln raubte? Bekäme man größere Knollen an seinen Kartoffelstauden, wenn man im August das Kraut abschneiden würde, und endlich, welcher Landwirt würde auch nur ein Blatt von seinen Zuckerrübenpflanzen abbrehen? Weiß er doch, daß auch hier erst in den Herbsttagen die „Assimilation“ vor sich geht, daß erst dann seine Rüben sich mit Zuckersstoffen bereichern, nachdem die Pflanze vollständig ausgewachsen ist und auch, wenn zu Beginn des Herbstes bei Eintritt der kühlen Nächte die Nahrungsaufnahme aus dem Boden aufhört und sich jene Stoffe aus den Reservestoffen der Pflanze unter Einfluß der warmen Herbsttage dann in Zuckerverbindungen auflösen und nach der natürlichen Vorratskammer, der rübenartigen Verdickung der Wurzel im Boden abwandern. Ebenso verhält es sich bei der Kartoffel in bezug auf Stärke, und bei der Sellerieknolle in bezug auf Salze. Hier sind es also äußerst wichtige Nährsalze, die durch Abreißen der Blätter und das Abstechen der Wurzeln vernichtet werden. Wenn ein Blatt seine Funktionen verrichtet hat, wird es welk und stirbt ab, es hat aber vorher seinen Vorrat an die Knolle abgegeben, deshalb sterben auch stets nur die äußeren Blätter ab, weil die langsame Verdickung der Knolle ihrer Funktion ein Ziel setzt, ähnlich den Zwiebelhäuten, die ja vorher auch vollfleischige Zwiebelblätter waren. Oftmals wird bei einer so gewaltsamen Prozedur auch die ganze Pflanze losgerissen und kümmernt nun, anstatt zu wachsen. Man mache doch nur einmal den Vergleich mit einigen Pflanzen und lasse die anderen ruhig wachsen, dann wird man von der Zwecklosigkeit des Abblattens gar bald überzeugt sein. Auch Dunggüsse sind vom September ab vom Uebel, denn die Pflanze hat ihren Aufbau vollendet und die Knollen nehmen dann leicht einen schlechten Geschmack an. Das Ernten der Sellerieknollen darf nicht schon frühzeitig erfolgen, sondern so spät als möglich. Selbst ein leichter Frost schadet den Pflanzen nicht, sondern bewirkt ein verstärktes Abwandern der Nährsalze nach den Knollen. Beim Herausnehmen der Pflanzen aus dem Boden beschädige man die Knollen nicht, indem man dieselben gegen den Spatenstiel schlägt, um die Erde aus den Wurzeln zu entfernen, sondern man hebe sie aus dem Boden und lasse sie einige Stunden so liegen. Dann schüttelt sich die Erde leicht aus den Wurzeln, denn jede Verletzung der Knollen zieht äußere Gärnis nach sich und dazu sind die Knollen doch zu schade. Die äußeren Blätter breche man vorsichtig ab. Dann schlage man die Knollen im Boden ein, so tief etwa, daß die Blattspitzen nur noch eben oben sichtbar sind, oder im Keller im trockenen Sand.

In der Oper.

Von Gisella Rah.

(Nachdruck verboten.)

Penniházy Imre, der Hofrichter,¹⁾ war ein Edelmann von echtem Schrot und Korn. Seit länger als dreißig Jahren verwaltete er das Gut, hatte schon dem Vater des Barons gedient und war mit dem „jungen Herrn“ zusammen erzogen worden, der auch seine Sechzig zählte wie Penniházy selbst.

Als der Krieg ausbrach, hatte sich Imre freiwillig stellen wollen. Man war doch Husar gewesen und wollte Bizony Isten!²⁾ dabei sein, wenn sie dem Russen zu Leibe gingen. Aber der „junge Herr“ meinte, dazu brauche es jüngerer Arme; und sie beide, Imre und er, sollten besser zu Hause bleiben und dafür sorgen, daß das liebe Brot in den Schrank käme, die Familien der Eingekerkerten versorgt und die Verwundeten gepflegt würden.

So hatte Penniházy denn im Sommer vom Morgen bis in die sinkende Nacht bei der Ernte zum Mechten gesehen und war bei der Ausfaat selbst mit dem Raken gegangen. Ein Hofrichter, man denke! Aber es fehlte gar sehr an Arbeitern und der Acker wollte doch bestellt sein.

Jetzt stand die Wintersaat prächtig und der Hofrichter konnte ohne Sorge zur Stadt fahren, um dem jungen Herrn Bericht abzustatten. Der war inzwischen auch nicht müßig geblieben, ging unermüdet von einem Spital ins andere, brachte den Verwundeten Tabak für die Pfeife und plünderte, zum Entsetzen der Wirtschafterin, die Speisekammer zum Besten „seiner Söhne“, wie er die Soldaten nannte.

Er plauderte mit den Genesenden, schrieb ihnen die Briefe nach Hause, zog Erkundigungen ein, „machte Schritte“; kurz, er stellte sein Alter ganz in den Dienst des Vaterlandes, wie er es dereinst mit seiner Jugend getan.

Jetzt eben hatte er eine Opernvorstellung zum Besten der Soldatenwitwen und -waisen arrangiert und sich den Tenor sogar aus Budapest verschrieben, um die Titelfrolle in Hunyadi Lázsló³⁾ zu singen.

„Höre Imre!“ sagte er zu dem Hofrichter — denn die beiden duzten sich noch immer, nur daß der Hofrichter der vertraulichen Anrede stets ein respektvolles „junger Herr“ folgen ließ. „Du mußt heute Abend mit in die Oper! In meine Loge natürlich! Deinen Sitz mußt Du dennoch zahlen, — für die armen Weiber, Imre, denen der Mann und für die Kinder, denen der Vater fehlt!“

„Das tu ich gern, junger Herr!“ Imre legte stolz einen Fünfer auf den Tisch. „Aber aus der Oper laß mich lieber zu Haus! Bin schon so alt geworden und hab' noch keine Komödie gesehen!“

„Ein Grund mehr!“ lachte der Baron. „Die höchste Zeit, daß Du in die Oper kommst! Zudem wirst Du heute Abend lauter Gelden sehen, bedenke nur! Den unglücklichen Hunyadi Lázsló, Erszébet seine Mutter und den kleinen Mátyás, der dann später Ungarns großer König wurde.“

Am Abend saß Imre richtig in der Loge neben seinem jungen Herrn. Schön war's, das konnte man nicht anders

sagen! Der König in seiner Ofner Burg mochte es nicht schöner haben! Roter Samt und Gold, wohin man blickte!

Da begann die Musik und Imre wurde es ganz sonderbar heimisch zu Mute. Das klang ja beinahe, als ob Zigeuner in der Schenke fidelten! Schöner und voller zwar, aber es waren doch die alten vertrauten Weisen.

Jetzt ging der Vorhang auf.

Die Handlung bewegte Imre aufs tiefste. Er beugte sich mit dem halben Leib aus der Loge und seufzte nach jedem Aktluß tief auf. All das kannte er ja schon, hatte es gelesen und gehört; ja, das schlug heimisch an sein Ohr! Wie der falsche Lázsló seinen Schwur brach und der tüchtige Graf von Zilli getötet wurde; wie die unglückliche Erszébet, die Witwe des großen Hunyadi, ihren älteren Sohn auf dem Schafott sterben sah und mutig den kleinen Mátyás nach dem fernen Böhmen rettete — all das hatte er schon als Kind von seinem Vater erzählen hören und es dann wieder und wieder in alten Büchern gelesen.

Und wie prächtig spielten die Leute und wie herrlich sahen sie aus! Die alte Erszébet⁴⁾ — jeder Foll eine Fürstin! Und Lázsló — wie mutig wußte er zu sterben! Dem kleinen Mátyás, der später Ungarn bis an die Adria ausdehnte und die wundervolle Stefanskirche erbaute, sah man den künftigen Herrscher schon heute an, trotzdem er merkwürdig hoch sang.⁵⁾

So blieb Imre aufs höchste gespannt sitzen, bis der Vorhang zum letzten Mal fiel. Dann seufzte er und folgte seinem jungen Herrn nach Hause. Denn daß der Hofrichter bei seinem Baron wohnte und mit ihm aß, so oft er nach der Stadt kam, verstand sich von selbst.

„Nun, Imre?“ fragte der Baron, als die beiden einander beim Nachtmahl gegenüber saßen. „Wie hat Dir die Oper gefallen?“

„Gut, junger Herr, ganz ausgezeichnet! Wie schön haben die Leute doch gesungen! Wie herrlich gespielt! Nur —“

„Nun?“

„Eins geht mir nicht ein, junger Herr! Du hast mir doch gesagt, ich würde lauter Gelden sehen —“

„Waren sie es etwa nicht?“

„Nein, junger Herr! Das waren sie nicht! Der Hunyadi Lázsló zum Beispiel —“

„Ein strammer Bursche!“

„Eben! Du sagst es selbst, junger Herr! Ein so strammer Bursche! Und singt in der Oper, wenn der König seine Husaren ruft! Wer heute als junger Mensch noch im Zivilrock herumläuft, der ist entweder untuglich oder feig. Ein schöner Geld fürwahr, Dein Hunyadi Lázsló!“

¹⁾ Emmerich Penniházy, der Inspektor.

²⁾ Bei Gott!

³⁾ Vaterländische Oper des seinerzeit am Besten Nationaltheater engagierten Kapellmeisters Franz Erkel.

⁴⁾ Eine Glanzrolle der großen Wiener Sängerin Marie Witt.

⁵⁾ Partie der Opernsoubrette.

Der Fall Francke.

Novelle von Otto Hoedter.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Aber das Geld stecken Sie ruhig ein?“ konnte der Verteidiger sich nicht enthalten, sarkastisch dazwischenzurufen.

William schaute ihn hochmütig von der Seite an. „Ich habe keine Veranlassung, mich hierüber mit Ihnen auseinanderzusetzen“, sagte er. „Woher das Geld stammte, konnte mir gleichgültig sein; jedenfalls hatte ich die Pflicht, für meine Mutter zu retten, was noch möglich war.“ Er schwieg und schaute den Präsidenten mit der Miene eines Mannes an, der seiner Pflicht durchaus genügt zu haben glaubt und nun entlassen zu werden wünscht. — „Wann verließen Sie mit Ihrem Vater das Café Gärtner?“

„Es war ziemlich spät. Ich mußte eilen, um den letzten Ringbahnzug noch zu erreichen. Derselbe fuhr gerade in die Halle ein, als ich das obere Treppende passierte.“

„Soweit wir Ihre Angaben zu kontrollieren in der Lage sind, haben Sie sich bisher streng an die Wahrheit gehalten“, sagte der Präsident. „Auf der Anklagebank dort steht ein Mann, des Mordes an Ihrem und seinem Vater beschuldigt.

Der Verdacht fiel auf ihn, weil er bis unmittelbar vor der Tat sich in Gesellschaft des Opfers befunden haben, dann aber auch begründete Ursache gehabt haben soll, das Ableben des Lewis Francke zu wünschen. Durch Ihre eigene Aussage wird nun aber bewiesen, daß Sie und nicht der Angeklagte jener Begleiter waren. Sie räumen ein, mit Ihrem Vater zusammen den Restaurationsgarten verlassen zu haben. Nun steht aber fest, daß kaum fünf Minuten später an Ihrem Vater ein Mord verübt worden ist. Was haben Sie hierauf zu erwidern?“

William Francke begnügte sich mit einem frostigen Achselzucken; seinen verschlossenen Zügen war weder Erregung noch Mißbehagen über die Frage des Präsidenten anzumerken.

„Ich glaube schon gesagt zu haben, daß ich mich unmittelbar vor dem Gartenlokal von meinem Vater getrennt habe. Was sich nachher ereignet hat, entzieht sich völlig meiner Kenntnis.“

„Sie haben Ihren Vater also nicht über die Fußgängerbrücke geleitet?“

„Nein.“
 „Sie haben also auch keine Ahnung, wer Schuld an dem plötzlichen Ableben Ihres Vaters trägt?“
 „Wie sollte ich wohl? Die letzte Beziehung zwischen meinem Vater und mir hatte in dem Moment aufgehört, in dem er mir das Geld eingehändigt hatte.“
 „Woher erfuhren Sie von dem Tode Ihres Vaters?“
 fragte nun der Präsident den Zeugen.
 „Durch die Zeitung, ungefähr vier Tage darauf,“ entgegnete William Grande.
 „Merkwürdig bleibt es, daß Sie keinerlei Schritte unternommen, sich nicht einmal bei der Behörde gemeldet haben.“
 „Wozu denn? Um Scherereien zu haben? Ich gestehe offen, daß ich den Tod meines Vaters als eine Erlösung aufgefaßt habe.“
 Die sichere, frostige Manier des Zeugen erschütterte den

Zeugenaussage sind nun aber viele der gegen ihn sprechenden Verdachtsgründe entkräftet worden.“
 „Sie meinen darum, es sei füglich in mir der Täter zu suchen?“ fragte William mit kaltem Lächeln.
 „Ein solcher Schluß läßt sich nur schwer abweisen. Sie sind ein kräftiger Mann, es kann Ihnen nicht schwer gefallen sein, den Unglücklichen mit beiden Armen zu umfassen, ihn gegen das Geländer zu drängen und kopfüber ins Wasser zu stürzen.“
 „Mit beiden Armen!“ sagte William gelassen. „Ich besitze leider nur einen Arm, hier der rechte ist ein künstliches Glied.“
 Eine einschlagende Bombe hätte kaum größere Sensation erregen können, als diese Behauptung des Zeugen, in welchem den eigentlichen Täter zu sehen schon die überwiegende Mehrzahl der Anwesenden geneigt war.
 „Ueberzeugen Sie sich selbst!“ fuhr William spöttisch fort, nachdem er sich einen Moment an dem Erstaunen der An-



Das Schlachtfeld von Nieuve Chapelle während einer Minenexplosion in einem englischen Schützengraben.
 Nach einer englischen Darstellung.

bisher bewiesenen Gleichmut des Präsidenten. Schroff sagte er: „Wie nun, wenn man Verdacht wider Sie erhöhe?“

„Ah, Sie nehmen vielleicht an, ich sei es, der meinen Vater ermordete?“ fragte William Grande kaltblütig. „Nun, ich hatte wirklich verkehrt wenig Ursache, meinen Vater zu töten, nachdem er mir das Geld ausgezahlt hatte.“

„Es steht noch nicht fest, ob Ihr Vater Ihnen die Tasche mit dem Gelde gegeben hat. Sie können sie ihm ebensogut auf der Fußgängerbrücke entrissen haben.“

„Ah, Bossen!“ rief William spöttisch. „Will man mich etwa zum Mörder stempeln? Man möge sich vorsehen, ich bin nicht der Mann, ungestraft sich auf leere Verdachtsgründe hin schädigen zu lassen. Ich bin Amerikaner. Wollen Sie mir gefälligst sagen, auf welche Weise ich dieses erstaunliche Verbrechen verübt haben soll?“

„Zeuge,“ ermahnte der Präsident, „ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Art Ihres Auftretens ganz ungehörig ist. Ihre augenblickliche Lage ist ernster, als Sie vermuten mögen. Jener Mann dort steht unter der Anklage, Ihren Vater von der sogenannten Fußgängerbrücke gewalttätig über die Brüstung in den Strom geschleudert zu haben. Durch Ihre

weisenden gedeutet hatte. Zugleich streifte er mit der Linken geschickt den Gehrock ab, schlug den Hemdärmel von dem rechten Arme zurück und offenbarte dadurch, daß dieser wirklich nur eines jener mechanischen Kunstwerke war, wie sie in berühmten Spezialwerkstätten als Ersatz natürlicher Gliedmaßen hergestellt werden. Gleichzeitig öffnete der Zeuge mit den Lippen die Handmanschette des linken Armes und hob diesen empor.

„Sie sehen, ich bin ein Stiefkind der Natur, meine Herren,“ sagte er mit bitterem Auflachen. „Als Folge der englischen Krankheit behielt ich noch aus den Kinderjahren diesen verküppelten linken Arm, er ist eben stark und geschickt genug, um leidlich eine Feder zu führen oder mir die bei der Toilette nötigen Handreichungen zu verrichten. Zu mehr ist er nicht zu brauchen. Den gesunden rechten Arm verlor ich vor zwei Jahren bei einem Unglücksfall in der Fabrik, deren leitender Ingenieur ich damals war. Ein Zeugnis darüber wird sich bei den vorhin beschlagnahmten Papieren finden. Der Herr Kommissar hatte Eile und raffte unbesehen alles in unserer Wohnung befindliche Schriftliche zusammen.“

Noch im Sprechen begriffen, hatte er wieder mit der Bedienung des künstlichen Armes begonnen; der Muntius kam

ihm auf einen Wink des Vorsitzenden zu Hilfe. Es war erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit der Amerikaner sich zu bedienen vermochte. In ganz kurzer Zeit hatte er, hochmütig die Hilfeleistung des Gerichtsboten abweisend, den Rock wieder angezogen.

Nunmehr erhob sich der Staatsanwalt.

„Wenn den Zeugen überhaupt ein Verdacht traf, so wird er wohl jetzt behoben sein,“ meinte er. „Es ist ganz ausgeschlossen, daß ein mit solchem Defekt behafteter Mann einen kräftigen Menschen, wie der Ermordete sicherlich gewesen ist, überwältigen kann. Ein Kampf hat aber stattgefunden, davon zeugt schon der zerrissene Rock des Toten. Ich glaube, eine weitere Vernehmung des Zeugen ist nicht nötig.“

„Da bin ich doch anderer Meinung,“ sagte Doktor Sellhorn, der sich ebenfalls erhoben hatte. „Ich habe noch eine Reihe von Fragen an den Zeugen zu stellen.“

Der letztere hatte damit gerechnet, keinem weiteren Verhör unterzogen zu werden; mit einem unfreundlichen Blick streifte er den Verteidiger, der sich dadurch indessen nicht beirren ließ.

„Verstand ich recht,“ begann er, „so ist Ihre Mutter an der sogenannten Gliederstich erkrankt, einer überaus schmerzhaften und langwierigen Krankheit?“

„Allerdings. Meine Mutter kann sich nicht die kleinste Handreichung selbst machen. Schon aus diesem Grunde möchte ich bitten, mich sobald als möglich zu entlassen, damit ich wieder zu meiner Mutter heimkehren kann.“

„Nun, Ihre Mutter wird nicht ohne Pflege zurückgeblieben sein. Der Kommissar sagte mir vorhin, daß sich Ihre Flurnachbarin sofort zur Aushilfe bereit erklärt habe. Es wird ohnehin nicht zum ersten Male sein. Wenn Sie ausgingen, mußte doch jemand für Sie eintreten.“

„Frau Böhme ist mir heute, wo meine Mutter natürlich durch das Erscheinen der Polizei äußerst erregt ist, nicht zuverläßig genug.“

„Aber sie war es doch sonst? Oder hatten Sie eine andere Pflegerin, wenn Sie einmal das Haus verließen?“

„Niemand.“

„Also wartete jene Frau Böhme Ihre Mutter auch in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli ab?“

So harmlos die Frage auch klang, schien sie William doch zu befremden.

Er zauderte eine Sekunde mit der Antwort und stieß schließlich widerwillig genug ein: „Vermutlich!“ heraus.

„Wann kamen Sie in jener Nacht nach Hause?“

„Weiß ich nicht. Sie können ja Frau Böhme danach fragen, die war noch bei meiner Mutter, erinnere ich mich recht.“

„Das geschieht selbstverständlich. Ich stelle hiermit den förmlichen Antrag auf sofortige Vorladung der Frau Böhme.“

„Aber wohin soll das führen?“ rief der Staatsanwalt ärgerlich. „Auf diese Weise sitzen wir hier bis Pfingsten und entfernen uns immer weiter vom Ziele.“

„Es handelt sich hier um Leben und Tod für meinen Klienten, und ich werde nichts unberücksichtigt lassen, was mir zur Erbringung des Beweises seiner Unschuld geeignet erscheint. Hat der Zeuge die Wahrheit gesprochen und den letzten Ringbahnzug noch erreicht, dann muß er spätestens um ein Uhr in seiner Wohnung eingetroffen sein. Hierüber wünsche ich die Befragung der Zeugin Böhme. Bis zu deren bewirkter Vernehmung beantrage ich Aufrechterhaltung der wider den Zeugen Grande ausgesprochenen Sistierung.“

Als habe er nicht recht gehört, fuhr der letztere herum und starrte den Rechtsanwalt mit zornentstelltem Gesicht an. Dann wendete er sich an den Vorsitzenden.

„Ich vertraue auf die Gerechtigkeit in diesem Land!“ rief er aufgebracht. „Man hat kein Recht, mich hier festzuhalten! Es könnte meiner armen Mutter den Tod bringen. Die in unser stilles Heim getragene Aufregung läßt mich ohnehin das Schlimmste befürchten.“

Eine wahre Herzensangst sprach aus den letzten Worten, die niemand hinter dem sich so gefühllos Gebenden vermutet haben würde. Die Liebe zur Mutter war offenbar die weiche Stelle im Herzen dieses kalten, harten Mannes.

Der Staatsanwalt hatte sich erhoben. „Ich muß dem Antrage der Verteidigung widersprechen. Der Zeuge hat in so ruhiger und genauer Weise alle Fragen beantwortet, daß wohl auch seiner Versicherung Glauben geschenkt werden kann, er habe sich unter der Ausgangstür des Restaurationsgartens in jener kritischen Nacht von seinem Vater verabschiedet. Was soll da diese Frau Böhme eigentlich bekunden?“

„Ich beharre bei meinem Antrage,“ versetzte Sellhorn gelassen. „Nach den auch von mir nicht angezweifelten Aussagen

des Zeugen hat er bis hart an die Schwelle jenes Augenblickes in Gesellschaft seines Vaters zugebracht, in welchem dieser einem Kapitalverbrechen zum Opfer fiel. Damit fällt aber die Anklage gegen meinen Klienten in sich zusammen. War der Angeklagte nicht in Gesellschaft seines Vaters, so kann er auch diesen nicht in die Spree gestochen haben. Es widerstrebt mir, hieraus weitere Schlüsse zu ziehen. Jedenfalls ist es für den Zeugen Grande von schwerwiegendem Interesse, sofort den Nachweis erbringen zu können, daß er wirklich, wie er behauptet, mit dem letzten Ringbahnzuge gefahren ist. Bestätigt Frau Böhme seine Behauptung, so ist für den Zeugen ein wichtiger Alibiweis erbracht; meines Erachtens der einzig ausschlaggebende, denn daß es ihm körperlich unmöglich gewesen sein soll, unter Umständen das meinem Klienten zur Last gelegte Verbrechen zu verüben, das bezweifle ich. Da lassen sich allerlei Möglichkeiten denken, die es auch einem körperlich Vernachlässigten ermöglichen, einem Stärkeren verhängnisvoll zu werden.“

„Will man mich hier etwa anklagen?“ brauste William auf. „Bagt jener Herr wirklich zu behaupten, ich stünde mit jener Tat in irgendeiner Beziehung?“

Der Präsident verwies ihn strenge zur Ruhe. „Der Herr Verteidiger nimmt nur sein gutes Recht wahr, wenn er aus Ihren Aussagen durchaus sinngerechte Folgerungen zieht. Es liegt in der Natur der Sache, daß Ihre Aussagen einen Wendepunkt im gegenwärtigen Prozesse bedeuten und darum mit ganz besonderer Sorgfalt geprüft werden müssen. Es wird sich wahrscheinlich sogar Vertagung als notwendig herausstellen. Ehe der Gerichtshof sich indessen hierüber schlüssig macht, soll der Versuch gemacht werden, trotz der vorgerückten Stunde die Zeugin Böhme zur Stelle zu schaffen. Sie selbst, Zeuge, haben sich zur Verfügung des Gerichts zu halten.“

„Aber was soll aus meiner Mutter werden?“ rief William im Tone wirklicher Herzensnot. „Sie wollen ihr noch die letzte hilfreiche Hand entziehen. Dazu die Verlassenheit, Polizeileute in der Wohnung! So üben Sie doch Barmherzigkeit! Es kann ihr Tod sein!“

„Saben Sie denn niemand außer dieser Frau Böhme, der sich inzwischen der Pflege Ihrer Mutter widmen könnte?“ forschte der Präsident.

„Niemand,“ sagte der Zeuge dumpf. „Wir stehen ganz allein. Meine Mutter ist so überaus ängstlich, sie erträgt kein fremdes Gesicht.“

„Darauf kann der Gerichtshof keine Rücksicht nehmen. Der Kriminalschutzmann könnte höchstens Auftrag erhalten, eine Angehörige der öffentlichen Krankenpflege mit in die Wohnung des Zeugen zu nehmen.“

In diesem Augenblick erhob sich Alara Gutjahr, die mit immer wachsender Teilnahme den Auftritt verfolgt hatte, von der Zeugenbank und trat schüchtern näher.

„Darf ich vielleicht meine Dienste anbieten?“ fragte sie stöckend.

Die Ueberraschung im Saale war allgemein. Ihr Vater rief halblaut unmutig hinter ihr her, davon könne die Rede nicht sein. Auch William Grande hatte sich nach ihr umgewandt und sah sie mit sprachlosem Erstaunen an.

„Wie meinen Sie das, Zeugin?“ fragte der Präsident.

„Meine Mutter litt an derselben Krankheit, ich pflegte sie bis zu Ende und verstehe mich darum auf die Behandlung solcher Kranken. Ich meine,“ setzte sie stöckend und errötend hinzu, „es müßte dem Herrn vielleicht angenehm sein, seine Mutter zunächst nicht allein zu wissen.“

Der Konsul wollte ungehalten gegen den Vorschlag seiner Tochter Verwahrung einlegen, der auch den Verteidiger zu einem Kopfschütteln veranlaßte. — Nur Gisbert nickte der Verlobten anerkennend zu.

„Was wollen Sie bei meiner Mutter?“ entfuhr es dem Zeugen grollend. „Vielleicht sie aushorchen? Sparen Sie sich die Mühe. Meine Mutter weiß nichts Verhängliches zu berichten.“

„Was fällt Ihnen ein!“ rügte der Präsident. „Das dankenswerte Anerbieten der Zeugin verdient keine Kränkung.“

„Die Dame ist doch die Braut des Angeklagten!“ rief William. „Er oder ich, einer von uns soll ja der Täter sein.“

„Das glaube ich nicht,“ fiel Alara mit leuchtendem Blicke und aufglühenden Wangen ein. „Sie sind so unschuldig wie Gisbert, das ist meine feste Ueberzeugung.“

William Grande wurde gleich einem gescholtenen Schulknaben rot. Ungläubig starrte er auf das schöne Mädchen, als begriffe er deren Worte nicht.

„Ihr Anerbieten, mein Fräulein, ist jedenfalls dankenswert,“ schnitt der Präsident weitere Auseinandersetzungen ab.

„Ich sehe keinen vernünftigen Grund, keinen Gebrauch davon zu machen. Wenn Sie sich also dem Schutzmann anschließen wollen.“

Mara stand noch immer abwartend; fragend ruhte ihr Blick auf dem düster umwölkten Gesicht Williams. Als er von ungefähr ihrem Blicke begegnete, ging eine neue dunkle Blutwelle durch seine Wangen.

„Ich bin Ihnen dankbar, mein Fräulein,“ kam es rau und widerstrebend über seine Lippen. „Bitte, beruhigen Sie meine Mutter meinetwegen, ich bin nun einmal ihr Sorgenkind!“

Er versuchte zu lächeln, aber es mißlang ihm.

Nach der Entfernung Maras dauerte es noch eine Weile, bis die durch den Zwischenfall hochgehenden Stimmungswogen sich wieder glätteten und die in diesen Räumen gewohnte trockene Nüchternheit sich wieder über der Versammlung lagerte. Die im Saal entzündeten Lampen mit ihren trüben, lange Schatten werfenden Flammen trugen wesentlich dazu bei, den Grundton trostloser Hoffnung wieder herabzumindern.

Doktor Hellborn erbat das Wort.

„Ich wünsche nochmals festzustellen, daß durch die durchaus glaubwürdigen Beurkundungen des Zeugen Brande der Unschuldsbeweis für meinen Klienten erbracht worden ist. Gegen ihn spricht nur noch das eigene, inzwischen längst widerufene Schuldeingeständnis, sowie verschiedene Zufälligkeiten, wie das Abnehmen des Vollbartes und der immerhin auffällige Umstand, daß der Angeklagte gegenüber dem Kommissar Barnhagen zuerst den richtigen Tatort genannt hat. In dieser Hinsicht nun hat mich der Angeklagte ermächtigt, seine vorhin gegebene Schilderung zu ergänzen. Mein Klient ist tatsächlich in jener Nacht in der Nähe des Café Gärtner, jedoch nicht in diesem selbst gewesen. Auf meinen ausdrücklichen Rat hat er dies bisher seinen Richtern verschwiegen. Ich wollte nicht, daß dem Angeklagten ungünstige Schlüsse aus diesem Bekenntnisse gezogen würden. Es liegt jetzt aber kein Grund mehr vor, um nicht auch diese letzte ergänzende Erklärung abzugeben.“

Auf die Frage des Vorsitzenden räumte Gisbert nunmehr ein, etwa um die elfte Abendstunde auf seinem ziellosen Durchstreifen des Tiergartens auch den zwischen dem Parkgitter von Schloß Bellevue und dem Spreebett sich hinziehenden Promenadenweg beschritten zu haben, der am Garten des Café Gärtner vorüberführt.

Bei einem zufälligen Blick in den Garten nahm ich meinen Vater wahr. Er saß, von grellem Laternenlicht voll beschienen, derart da, daß jeder Vorübergehende ihn erblicken mußte. Er saß nicht allein am Tisch; ihm gegenüber, mit dem Rücken nach dem Fußgängerwege, saß ein anderer Herr, auf den ich indessen nicht geachtet habe. Ich habe mein Seelenleben in jener Nacht bereits ausführlich geschildert und brauche mich deshalb in keiner Wiederholung zu ergehen. Ich kann nur sagen: der Anblick meines Vaters reizte mich aufs äußerste. Ich war stehen geblieben; konnte ich auch kein Wort der Unterhaltung verstehen, so hörte ich doch das häufige spöttische Lachen des Vaters. Bei dem Gedanken, daß dieser Mann, der so Schweres über mich und meine Lieben gebracht hatte und vielleicht auch ferner noch bringen würde, zu lachen vermochte, während mir vor Jammer und Not das Herz blutete, verfezte mich in einen fürchterlichen Zustand. Mordgedanken waren es wirklich, die mich in jener Stunde überkamen. Wie lange ich stand und solch finsternen Gedanken nachhing, weiß ich nicht mehr. Endlich brachten mich die rohen Redensarten zweier Burschen, die den Weg mit untergefaßten Armen auf und nieder schritten und Witze über mich machten, wieder zu mir. Ich begann mich meiner abscheulichen Regungen zu schämen und ging hastig in den Tiergarten zurück.

„Sie wollen vermutlich dadurch aufklären, wie Sie dazu gekommen sind, die Fußgängerbrücke als Tatort anzugeben?“ fragte der Vorsitzende.

„Allerdings. Ich hätte schon beim Beginn der Verhandlung dies mitgeteilt, hätte ich nicht auf ausdrückliches Verlangen meines Verteidigers davon Abstand nehmen müssen. Er wollte mich auch jetzt noch von dieser Ergänzung meiner Mitteilungen zurückhalten, aber ich bin es mir selbst schuldig, glatte Bahn zu schaffen.“

„Der Angeklagte hätte richtiger getan, den Ratsschlag der Verteidigung unberücksichtigt zu lassen,“ fiel der Staatsanwalt ein. „Ich stelle fest, der Angeklagte hat hiermit eingeräumt, kurz vor der kritischen Stunde in der Nähe des Tatortes sich aufgehalten zu haben. Damit bleiben sämtliche Folgerungen der Anklage bestehen; ja, es ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit die Anklage aus § 211. Der Angeklagte hat auf sein Opfer gelauert, er folgte diesem über die Brücke und voll-

brachte auf dieser die vorsätzlich geplante und mit kalter Ueberlegung ausgeführte Tat.“

Die scharf zugespitzten Worte des Staatsanwaltes erweckten einen nachhaltigen Eindruck im Saale. Wie ein erkältender Hauch wehten sie über die Züge der Geschworenen, in denen sich vorher mehr oder minder deutlich Anteilnahme für den Angeklagten ausgedrückt gehabt hatte.

„Ich bin mir des ungünstigen Eindrucks vollkommen bewußt, welchen das Geständnis des Angeklagten notwendig hervorrufen mußte,“ äußerte Hellborn wieder. „Ich würde mich auch niemals zu einer derartigen Erklärung haben bestimmen lassen, leitete mich nicht die ganz bestimmte Absicht, die Aufmerksamkeit des Schwurgerichts auf einen bisher ganz vernachlässigten Umstand zu lenken, welcher durch die Worte meines Klienten in etwas gestreift wurde. Mein Freund deutete an, daß er durch zwei rohe Burschen belästigt und dadurch bestimmt wurde, sich zu entfernen. Mir gegenüber hat der Angeklagte auch seiner Vermutung Ausdruck gegeben, daß die beiden Leute Schifferknechte oder dergleichen gewesen seien. Wir wissen aus den Ergebnissen der Verhandlung, daß der ja auch als Zeuge vernommene Schiffsseigner Lupke aus Rübben in jener Nacht in der Nähe der Fußgängerbrücke mit seinem Ziegelfahn verankert gelegen hat. Ich beabsichtige nun, einige Fragen dem Zeugen noch vorzulegen.“

Schon bei Nennung seines Namens hatte Lupke, eine gedrungene, stämmige Erscheinung in den mittleren Mannesjahren, sich mit kurzem, militärischem Rud von der Zeugenbank erhoben. Auf einen Wink des Vorsitzenden trat er jetzt an den Zeugentisch heran.

„Was ich gesagt habe, ist die reine Wahrheit!“ sagte er schon während des Nähertretens in dem allen Schiffern gemeinsamen Platt. „Ich habe den toten Menschen erst morgens gesehen. Da gibt es keine Geheimnisse nicht.“

„Hatten Sie Knechte im Dienst?“ fragte Hellborn.

„Ja, Herr, es waren ihrer zwei; Ede Grasnid, meiner Schwester Sohn, ist vorn paar Tagen freiwillig eingetreten bei den Pionieren und der andere, hm, hm, —“ er besann sich nicht gleich — „ist nämlich eine tolle Bucht mit den Leuten, sie halten nicht aus, habe diesen Sommer vielleicht zwanzig gehabt. Wird aber wohl der Koffkopf gewesen sein, der dürre Schultze.“

„Nun, besinnen Sie sich einmal genau. Spielten sich die beiden Knechte in jener Nacht an Bord auf oder waren sie an Land gegangen?“

„Das möchte wohl stimmen, sie trieben sich wie falsches Geld umher, Sitzfleisch hat so was nicht.“

„Die beiden Knechte waren also auch in der kritischen Nacht nicht an Bord. Wann mögen sie heimgekommen sein?“

„Da fragen Sie mich zu viel, lieber Herr. So was zieht die Stiefel aus und huscht auf den Soden in die Kabine, da soll der Teufel was hören. Um zwölf waren sie noch nicht da. Mein Schwesterjohn sagte mir ein paar Tage darauf, es sei merkwürdig, daß sie von der Bescherung nichts gemerkt hätten. Ihr Schlafraum liegt nämlich nahe beim Steuer. Es war freilich dunkel damals, und Laternen brannten nicht.“

„Wo ist dieser Schultze jetzt?“

„Weiß nicht, lieber Herr. Aber mein Schwesterjohn kann es wissen, die schreiben sich, wie mir meine Alte berichtet hat.“

„Ich stelle den Antrag auf schleunige Vorladung des Eduard Grasnid,“ wendete sich der Verteidiger mit erhobener Stimme an den Gerichtshof. „Ich stelle es billigem Ermessen anheim, die Verhandlung bis dahin zu vertagen.“

Der Staatsanwalt hatte keine Einwendung zu machen; aber die lässige Handbewegung, mit der er seine Erklärung begleitete, bewies deutlich genug, daß seiner Ansicht nach alle Bemühungen der Verteidigung nur nutzlos den endlichen Prozeßausgang aufhielten, der doch die Verurteilung des Angeklagten bringen mußte.

Schon wollte sich der Gerichtshof zur Beratung zurückziehen, als der entsendete Kriminalschutzmann mit der Meldung von dem Eintreffen der Zeugin Böhme an Gerichtsstelle eintrat. Es wurde beschlossen, zur sofortigen Vernehmung der Zeugin zu schreiten und mit dem Einverständnis der Verteidigung über den neuen Antrag sich erst später schlüssig zu machen.

Frau Böhme, eine einfache, schlichte Frau aus dem Volke, trat in tausend Ängsten vor. Mit weinerlicher Stimme entschuldigte sie sich wegen des schlechten Anzuges, in welchem sie vor Gericht erscheinen mußte. Aber der Schutzmann habe ihr kaum Zeit gelassen, ein Kopftuch umzubinden und die Schürze abzutun.

(Fortsetzung folgt.)

